

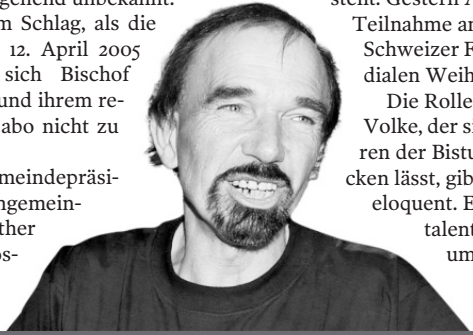
BERNHARD CUENI, GARAGIST UND KATHOLISCHER KIRCHGEMEINDERAT VON RÖSCHENZ

Der Tankwart, der den Bischof nervt

Von Peter W. Frey

Im 1700 Einwohner zählenden Röschenz kennen ihn praktisch alle: Als Ortsbürger ist er dort geboren und aufgewachsen, und als gelernter Automechaniker führt er seit 25 Jahren eine Autowerkstatt mit Tankstelle an der Hauptstrasse durchs Dorf. Doch ausserhalb der Gemeinde war der 55-jährige Bernhard Cueni bis vor kurzem weitgehend unbekannt. Das änderte sich mit einem Schlag, als die Röschenzer Gläubigen am 12. April 2005 einstimmig beschlossen, sich Bischof Kurt Koch zu widersetzen und ihrem rebellischen Priester Franz Sabo nicht zu kündigen.

Zusammen mit Kirchgemeindepräsident Holger Wahl ist Kirchgemeinderat Bernhard Cueni seither zur Symbolfigur des Rös-



chenzer Widerstands gegen die kirchliche Obrigkeit geworden. Und weil Ingenieur Wahl während der Woche beruflich oft im Ausland war, wurde Garagist Cueni im Kirchenstreit zur ersten Anlaufstelle für die Medien. «Es gibt Momente, da wird es schwierig, überhaupt noch Zeit für den Betrieb zu finden», sagt er über die Belastung der letzten Wochen. Doch Bernhard Cueni scheint es andererseits auch nicht sonderlich zu stören, dass er plötzlich im Mittelpunkt des Interesses steht. Gestern Abend erhielt er mit der Teilnahme am «Zischtigsclub» des Schweizer Fernsehens die höheren medialen Weihen.

Die Rolle des Mannes aus dem Volke, der sich von den studierten Herren der Bistumsleitung nicht beeindrucken lässt, gibt Cueni selbstsicher und eloquent. Ein kommunikatives Naturtalent: Wie man mit den Medien umgehe, habe er nie gelernt,

sagt er, macht es aber besser als manch ein teurer Public-Relations-Berater. Und agiert im Kirchenstreit zweifellos wirkungsvoller als die Vertreter des Bistums Basel. Ein «Es isch e so, ooder nid?» im breiten Laufentaler Dialekt leitet oft seine Äusserungen ein. Etwa, wenn er über «den Platz der Kirche mit ihrer monarchischen Struktur in einer Demokratie» sinniert oder sich über Willkür bei Priesterentlassungen auslässt.

Dass da einer mit Motorenöl an den Händen mitreden will und gar öffentlich dem Bischof Paroli bietet, hat Cueni vor allem beim bischöflichen Generalvikar Roland-B. Trauffer zum roten Tuch werden lassen. Am Bischofssitz in Solothurn mokiert man sich unverhohlen über den «Tankwart» oder den «Garagisten von Röschenz».

Dem Kirchgemeinderat von Röschenz gehören Bernhard Cueni und Holger Wahl erst seit Anfang dieses Jahres an. Sie beide hätten vor ihrer Wahl wohl um die Spannungen zwischen dem

Bistum und ihrem Pfarradministrator Franz Sabo gewusst, sagt Cueni: «Aber was auf uns zukommen würde mit dieser Lawine, das war für uns unvorstellbar.» Der persönliche Einsatz stosse langsam an Grenzen.

Dass sich Cueni derart für Franz Sabo ins Zeug legt, geht auf den Jahreswechsel 1998/1999 zurück. «Ich bin zwar nicht so ein fleissiger Kirchgänger», schrieb er dem Pfarrer, doch nun bitte er ihn um Hilfe. Cueni setzte damals alle Hebel in Bewegung, um die Ausweisung seines langjährigen tamilischen Mitarbeiters und dessen Familie nach Sri Lanka zu verhindern. Sabo nahm das Anliegen am nächsten Sonntag in der Predigt auf und empfahl, eine Petition zu unterstützen. In zwei Wochen kamen über 2000 Unterschriften zusammen, und Politiker engagierten sich für die Familie. Sie lebt heute noch in Röschenz. «Ich möchte Pfarrer Sabo etwas zurückgeben als Dank für seine Unterstützung», sagt Cueni.

PRESESTIMMEN

Zu den Turbulenzen in der SPD

Hamburg, 1. November

In ihrer strategischen Verwirrung hat die SPD aus Versehen den eigenen Vorsitzenden gekippt, der die Partei in die grosse Koalition führen wollte und sollte. Der Sturz des Franz Müntefering ist der grösste anzunehmende Unfall für die SPD, und er ramponiert auch die künftige Koalition, noch bevor diese überhaupt geschlossen ist. Die Kanzlerin in spe, Angela Merkel, steht plötzlich ohne einen Vizekanzler da, der seine Partei auf Koalitionslinie halten könnte.

Berlin, 1. November

Münteferings Abgang ist für die von Schröders Egotouren ohnehin zerzauste SPD ein Unglück. Er verkörpert wie kein Zweiter sozialdemokratische Tugenden: zuverlässig, uneitel. Wer soll der SPD die schmerzhaft Sparpolitik nun glaubwürdig präsentieren – ein Technokrat wie Peer Steinbrück? Kaum. Ohne Müntefering kann sogar die gesamte Statik der

grossen Koalition zusammenbrechen. Das wäre ein Sieg des Irrationalen über das Vernünftige.

Berlin, 1. November

Die SPD ist zur grossen Unbekannten im Koalitionspoker geworden. Sucht Edmund Stoiber nun ebenfalls das Weite, bricht viel vom Gebäck dieser grossen Koalition zusammen, ehe sie Richtfest gefeiert hat. Angela Merkel kann sich heute ihrer Kanzlerschaft nicht mehr sicher sein.

Offenbach, 1. November

Nach diesem politischen Erdbeben ist wieder alles möglich – von der Jamaica-Konstruktion (Rot/Gelb/Grün) bis zu Neuwahlen, oder, sollte es denn ganz dumm laufen, bis zu Rot/Knallrot/Grün. So viele Fragezeichen und so viel Durcheinander hat es jedenfalls nach keiner Wahl gegeben. Und auch vor keiner, wie wir uns lebhaft erinnern.

Bayreuth, 1. November

Es ist die alte Last sozialdemokratischer Führungspersönlichkeiten, dass ihnen die eigenen Truppen die Gefolgschaft verweigern. Die SPD ist kopflös, Deutschland ohne neue Regierung. Wie es in Berlin weitergeht, steht in den Sternen.



HAVAKISTEN

ZUR RANGORDNUNG VON UNIVERSITÄTEN

Ein Jahrmarkt der Eitelkeiten?

Im Wettbewerb der Universitäten gelten Ranglisten als bedeutsam. Wer wissen will, welche Universität die beste ist, sollte sich genau ansehen, wie diese Rankings erstellt wurden.

Von Marcel Herbst*

Das man die Vielzahl der Universitäten und Hochschulen in Güteklassen einteilen möchte, erscheint nahe liegend. Auch in anderen Branchen ist es üblich, zu klassifizieren. Restaurationsbetriebe erhalten ihre Gault-Millau- oder Michelin-Punkte, und Banken ihr Rating von Standard & Poor's.

Aber Hochschulen und Universitäten werden in der Regel nicht in Güteklassen eingeteilt, sondern in Ranglisten aufgeführt. Zeitschriften erkannten dieses Publikumsinteresse und nutzen es zunehmend. Universitäre Institute oder Beratungsfirmen werden herangezogen, die entsprechenden Untersuchungen zu führen und die Ranglisten, die Rankings, zu erstellen. Dabei ist auch das nationale Bild von Belang: Sind die eigenen Institutionen gut platziert, dann sonnt man sich selbstgefällig im Lichte der Scheinwerfer, findet man sie weiter unten in der Rangordnung, dann wird die Methodik diskreditiert oder man fordert nationale Sonderprogramme.

Ranglisten haben ihre Eigendynamik. Früher wurden sie von den Verantwortlichen mit mildem Lächeln aufgenommen oder weitgehend ignoriert, aber diese Zeit scheint vorbei. Vor Jahren postulierte der damalige Präsident der ETH Zürich das Ziel, seine Institution müsse zu den 20 besten Hochschulen der Welt gehören. Eine wahrlich stolze Aufgabe! Letztes Jahr stufte dann das «Times Higher Education Supplement» die technische Hochschule in Zürich auf Rang 10 ein, worauf die ehemals vornehme Zurückhaltung den Ranglisten gegenüber ruhig revidiert werden konnte.

Was machte die reputable «Times»? Sie äusserte sich vorerst recht kritisch gegenüber Konkurrenten wie der Shanghai Jiao Tong University, die in den vergangenen Jahren Ranglisten des ihr angegliederten Institute of Higher Education veröffentlicht hatte: Die Dimensionen, entlang deren Universitäten zu beurteilen waren, wären falsch gewählt, oder die Dimensionen falsch gewichtet. Und auch ihre eigene Analyse wäre mit Vorsicht aufzunehmen, meinte die Zeitung. Die «Times» wählte ein Verfahren, welches Institutionen auf der Basis von fünf Kriterien zu beurteilen suchte: der Einschätzung von Experten, so genannter Peers; dem Anteil ausländischer Personen am Lehrkörper; dem Anteil ausländischer Studenten; dem Betreuungsverhältnis sowie der Zahl der zitierten Publikationen.

Wer bekommt Punkte wofür?

Ob eine Beurteilung auf Grund der gewählten Methode sinnvoll ist, sei einmal dahingestellt. Allein die Punkte, welche den Universitäten entsprechend den Kriterien zugeschrieben wurden, zeigen ein wirres Bild. Die EPF Lausanne erhielt für ihre internationale Professorenenschaft das Maximum von 100 Punkten und die ETH Zürich immerhin 72 Punkte, während andere renommierte Institutionen kaum Punkte erhielten: das Technion Haifa (Israel) und die University of Wisconsin (USA) 0 Punkte, die UCLA (USA) 2 Punkte.

Wurde hier der Professor aus Deutschland oder Österreich, der in der Schweiz tätig ist, als Internationaler gezählt, und der eingebürgerte Russe oder Amerikaner in Israel, der eingebürgerte Chinese in den USA nicht? Bezüglich der zitierten Publikationen erhielt die ETH Zürich 266 Punkte (von möglichen 400), die RWTH Aachen in Deutschland, eine gute technische Universität, aber 0 Punkte!

Nun hat die «Times» die zweite Auflage dieser Ranglisten publiziert (vgl. TA vom Dienstag). Der Beurteilungsmodus wurde leicht geändert und umfasst jetzt sechs statt fünf Kriterien: Hinzu gekommen ist die Einschätzung von Arbeitge-

bern, und die Gewichtung der Kriterien wurde angepasst. Die ETH Zürich rangiert nun auf Rang 21. Die Verantwortlichen sind leicht konsterniert und wollen «den Grund für diesen Einbruch... analysieren». Ist die neue Einstufung der Universitäten weniger wirr als jene des Vorjahres? Die Arbeitgeber gaben dem hervorragenden California Institute of Technology (CIT) 2 (von möglichen 100 Punkten), während die London School of Economics 86 erhält. Wurden hier lediglich Personalchefs befragt, die sich für MBA-Absolventen oder Ökonomen interessieren? Auch bezüglich des Betreuungsverhältnisses kommt das CIT schlecht weg: Es erzielt 26 (von 100) Punkte, während z. B. die ETH Lausanne immerhin 64 Punkte erhält, und dies obwohl das CIT mit 283 Professoren für 2172 Studenten ein Betreuungsverhältnis (von ca. 1:8) gewährleistet, von dem wir hier in Europa nur träumen können.

Die von der «Times» beauftragte Firma befragte 1300 Personen in 88 Ländern, um die erste Peer-Beurteilung der Universitäten zu erstellen; im zweiten Umgang sind es jetzt 2375 Akademiker, die befragt wurden. Es bleibt jedoch unklar, wie diese Stichproben von Personen zu Stande kamen und wie aus der Sicht der jeweiligen disziplinären und lokalen Verankerung heraus ein Urteil gebildet werden kann. Solche Umfragen sind zweifelhaft.

Drei gravierende Mängel

Der US-Bundesstaat South Carolina publizierte vor einiger Zeit Zahlen über die Zufriedenheit der Studierenden an den staatlichen Hochschulen. Jene, die am wenigsten zufrieden waren, waren an der University of South Carolina eingeschrieben, der Institution, die wissenschaftlich die beste Reputation der betrachteten Institutionen aufwies. Was lässt sich nun aus dieser Information ableiten? Dass die University of South Carolina ihre Studenten schlechter bedient als andere Institutionen im Bundesstaat und sich deshalb besonders anstrengen müsste? Oder ist es vielleicht so, dass die Studenten dieser grossen staatlichen Univer-

sität anspruchsvoller als andere sind und demzufolge auch viel von ihrer Universität verlangen?

Viele der heute verwendeten Ranking-Verfahren krank an gravierenden methodischen Mängeln. Diese Ranglisten stellen keinen Dienst an der Öffentlichkeit dar, im Gegenteil: Sie sind in ihrer Irreführung schädlich. Drei Mängel stehen im Vordergrund: unzulässige Stichproben; unzulässige Versuche, mehrdimensionale Aspekte zu einer einzigen Dimension, einer einzigen Rangordnung, zusammenzufassen; und mangelhafte Datenbasen. Aber warum sollte man diesen Rankings kritisch gegenüberstehen, wenn deren Resultate das eigene Ego stützen, wenn die Zahlen der eigenen Institution in ihrem Konkurrenzkampf nützlich erscheinen? Warum sollte man auf seriös erarbeitete bibliometrische Forschungs- und Institutionenprofile, auf fundierte vergleichende Studien zurückgreifen, die es auch hier zu Lande gibt, wenn deren Bild weniger schmeichelhaft ist? Da vergisst man lieber den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit.

Vergleichende Studien dienen einer Transparenz, die das Hochschulwesen dringend braucht. Rankings mögen dieser Transparenz dienlich sein, sofern sie mit der nötigen Sorgfalt und dem erforderlichen Sachverstand erarbeitet werden. Die Frage stellt sich weniger, ob Rankings zu befürworten oder abzulehnen wären, sondern eher zu welchem Zweck, vom wem, in wessen Interesse, und wie sie erstellt werden.



Marcel Herbst ist Berater für Hochschul-Management. Von 1988 bis 2000 war er Leiter der Stabsstelle Planung und Entwicklung der ETH Zürich, von 1970 bis 1988 arbeitete er als Berater in einer Ingenieurfirma und war Assistenzprofessor für Planung und Umweltwissenschaften an der Universität von Virginia.